

Andrea Wolfmayr  
Roter Spritzer  
Der zweite Roman aus der Provinz

Andrea Wolfmayr

## Roter Spritzer

Der zweite Roman aus der Provinz



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2015

literatur nr. 56

Lektorat, Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Umschlagfoto: Christian Strassegger

Autorenfoto: Ulrike Rauch

Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-79-8



Gedruckt nach der Richtlinie des  
Österreichischen Umweltzeichens  
„Druckerzeugnisse“,  
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



## 1. Das große Geld

*Regina, Fotografin und Lebensgefährtin des Biobauern Ludwig, macht eine überraschende Entdeckung.*

Regina starrt auf den Brief, den sie gleich noch im Gehen mit den Fingernägeln aufgerissen hat. Was braucht sie einen Brieföffner, das bisschen Post ist schnell erledigt, die paar Rechnungen und Erlagscheine, der Rest sowieso nur stapelweise Werbung und ungefragt zugeschickter Zeitungsramschi. – Aber das hier muss ein Fake sein! Sowiwas passiert einem nämlich nicht, so nicht, solche Benachrichtigungen kriegst du per Mail und verschiebst sie sofort in den SPAM-Ordner: Absender sperren – wenn du Glück hast, hilfts was. Ein Nepp, ganz sicher! Wie diese Reisen nach Istanbul oder zu den Kanarischen Inseln, total umsonst – du musst nur ein paar Heizdecken kaufen und ein paar Kleinigkeiten berappen, aber sonst ist alles gratis ... Sie hat doch nicht gespielt, sie kann sich nicht erinnern, irgendwo mitgemacht zu haben. Aber angeblich hat sie 150.000 Euro gewonnen. Im Lotto. Steht da. Sie soll sich umgehend mit der Betriebsgesellschaft in Verbindung setzen. Wann soll sie denn einen Lottoschein ausgefüllt haben, um Himmels willen? Sie spielt nie!

Am Hof arbeiten Alex, Simon und Effi beim Kompost, der Gemüsegarten wird vorbereitet für die Saison. Nur Ludwig ist nicht da. Der Hof ist nicht allzu groß. Fünf Kühe haben sie, sehr viel Milch ergibt das nicht, aber für den Verkauf am Markt und ab Hof reicht es. Der Eigenbedarf ist in den letzten fünf Jahren seit der Übernahme des Hofes durch Ludwig ständig gestiegen, denn der Hof

ernährt neben Ludwig, seiner Mutter Penelope und seiner Lebensgefährtin Regina auch noch vier bis fünf »Leiharbeiter«, sprich Studenten und Studentinnen, die ein Praktikum auf einem Biobauernhof absolvieren wollen, plus je nach Jahreszeit und Bedarf ein paar Hilfskräfte aus Ungarn, Rumänien oder Slowenien. Ludwig ist draußen bei den Glashäusern, sagen sie, und sie weiß jetzt nicht, soll sie ihm das überhaupt zeigen oder den Wisch gleich wegschmeißen. Andererseits ist der eingeschrieben gekommen, sie hat bei der Postfrau gegenzeichnen müssen – die wechseln auch dauernd, ständig neue Gesichter, kein Briefträger mehr, nur die sehr eiligen Botinnen mit den verhetzten, angespannten Gesichtern – also eine reine Werbung wird es nicht sein. Für Bauernfängerei wirkt das Ganze zu professionell. Sie wird einfach mal unter der angegebenen Nummer anrufen, dann wird sich schon herausstellen, was da los ist, ob es sich um einen Irrtum handelt oder nur um Nepp.

Sie putzt sich die Schuhe ab, ganz schön dreckig ist's wieder, nach einem langen Winter ist endlich die Schmelze in Gang gekommen, von den großen Eiszapfen rinnt es, ab und zu schiebt es eine kleine Schneelawine vom Dach – Regina liebt diese Jahreszeit, die ihr die verheißungsvollste zu sein scheint. Erste Primeln, die Weiden treiben ihre Katzerteln aus, Mucki, die gefleckte Hauskatze, ist trächtig, die Forsythienknospen sind dick und im Vorgarten lugen die Schneeglöckerl aus der Erde.

Regina sucht ihr Handy. Wo hat sie das wieder liegen lassen, wohl am ehesten in der Küche? Ja, da liegt es auf dem großen Tisch, wo sie vorhin den Germteig für die Buchteln gemacht hat. Die rasten jetzt in der großen Rein

neben dem Herd, zugedeckt von einem blau-weißen Geschirrtuch, damit sie ordentlich aufgehen. Regina wählt die Nummer, führt ihr Gespräch, setzt sich dann auf die Umlaufbank und starrt hinaus in den sonnigen Tag, registriert die aperen Schneeflecken auf den gelben Grasbüscheln, die Tropfen, die sich von den spiegelnden Eiszapfen lösen, hört auf das Rinnen und Gluckern des Wassers, die Stimmen der jungen Arbeitenden draußen, ihr immer wieder aufflackerndes Gelächter. Sie hat gewonnen, behaupten die bei der Lottostelle. Kein Irrtum möglich, denn »eine Kopie des Scheins wurde ja bereits von Ihnen an uns geschickt, gnädige Frau. Nun ist es allerdings notwendig, das Original vorzulegen ...« – Spinnt sie jetzt schon total oder was ist da los ...? Ganz dunkel kann sie sich erinnern, dass da irgendwas war mit einem Schein, einem Lottoschein, ach ja, das war dieser verrückte Stadtausflug, als sie mit einer Freundin in der Bar saß, beide schon ziemlich angeheitert, und Manuela sie überredete zu spielen. Sie selbst spielte regelmäßig, »ab und zu gewinnst du ja, und dann verlierst halt auch wieder, aber im Großen und Ganzen kommst auf pari raus« – das sei so lustig und das sollte Regina auch mal probieren, nur einmal, ausnahmsweise. Anfänger hätten oft Glück, wer weiß, vielleicht knackt sie ja den Jackpot ...? Nun, den Jackpot hat Regina zwar nicht geknackt, aber sie hat angeblich einen Elfer gemacht, und das ergibt diesmal rund 150.000 Euro. Nur: Wer hat denn um Himmels willen eine Kopie des Scheins an die Lottogesellschaft geschickt? Wer weiß denn von diesem Schein und dass sie gespielt hat? Und überhaupt, wo ist das Original, dieser ominöse Lottoschein eigentlich? Den müsste sie doch damals in die Tasche gesteckt haben, achtlos, irgendwo rein, zwischen die Seiten eines Buchs, in den Kalender vielleicht ...? Regina

holt ihre Handtasche, beginnt zu kramen, leert den Inhalt auf den Tisch.

Ludwig. Er klopft sich draußen die Stiefel ab, die verklebt sind von Lehmklumpen und nass vom Schnee. Auf dicken Socken kommt er herein, sieht das Chaos auf dem Tisch. »Was is'n los, Kleines?« Er hat sich angewöhnt, »Kleines« zu ihr zu sagen, das mag Regina eigentlich nicht so sehr. Sicher, er überragt sie um ein ganzes Stück, auch wenn sie nicht grad klein gewachsen ist. Aber sie ist älter als er. Nicht viel, aber doch. Und sie mag nicht wie ein Kind behandelt, jedenfalls nicht »Kleines« genannt werden. Sie zieht die Stirn kraus: »Ich such einen Schein, einen Lottoschein ... angeblich hab ich den ausgefüllt ... aber dass ich den eingeschickt haben soll, ich kann mich einfach nicht erinnern. So weggedriftet bin ich auch noch nicht ...« Sie schaut auf. Ludwig steht da, übers ganze Gesicht grinsend, die Hände in den Hüften. »Haben sie sich endlich gemeldet?« – »Wie ... wer, was ...? Hast du ... aber das gibts doch nicht, du müsstest ja ...« – »Ja, hab ich, Kleines! Als du damals ziemlich angeflaschelt von deinem Ausflug mit deiner Manu oder Margit oder wie sie heißt, heimgekommen bist, hast du grad noch ins Bett gefunden. Den Mantel, die Tasche, die Schuhe, hast alles fallen lassen, gleich da in der Küche. Ich habs aufgehängt, da ist ein Zettel aus deiner Manteltasche gefallen. Ein Lottoschein. Ich denk, das gibts doch nicht, meine Regina spielt nie! Aber ich hab ihn aufbehalten und mir hetzhalber die nächste Sendung angeschaut. – Du warst wieder mal nicht da, hast einen deiner oberwichtigen Fototermine gehabt ... jaja, ich weiß eh, ist wichtig! Bringt Kunden, bringt Geld, okay ... Jedenfalls schau ich mir die Ergebnisse an und vergleiche sie mit deinem Schein und

denk, mich trifft der Schlag. Und dann hab ich gedacht, ich überrasch dich. Du hast wahrscheinlich eh schon längst vergessen, dass du einen Schein ausgefüllt hast – ja, siehst! –, und da hab ich noch einmal ganz genau nachgeschaut in der Zeitung, damit ich mich nicht irr. Und die Kopie vom Schein eingeschickt, mit dir als Absender – und jetzt haben sie geantwortet. Überraschung! Weil uns jetzt nämlich eine Summe von 150.000 Euro ins Haus steht! Wir sind reich, Kleines! – Was machen wir mit dem vielen Geld? Eine Weltreise? Einen neuen Wagen – notwendig wärs! Oder die Häckselmaschine, die wir so dringend brauchen ...? Vielleicht geht sich sogar alles aus, wenn wir geschickt sind ...?«

Regina sieht ihn an, wie er dasteht und sich freut wie ein kleines Kind. Wie er sich seine großen Hände reibt. »Unser Geld«, sein Geld ... hm. Immerhin war es ihr Schein. Sie hat ihn ausgefüllt. Auch wenn sie vergessen hat, das Ergebnis zu kontrollieren. Auch wenn er ihn eingeschickt hat. Ihren Schein. Sein Geld, ihr Geld? Und wie gehts jetzt weiter? Was soll mit dem Geld geschehen? Was *er* sich wünscht, weiß sie – aber was wünscht sie, Regina, sich? Was würde sie machen, wenn sie über das gesamte Geld allein verfügen könnte ...?

## 2. Ein Sturz

*Luis Thaler, Eisenbahner in Pension, Vater von Roman, Jacky und Benni, hat einen Unfall.*

Nach den ersten Februartagen, die bereits nach Vorfrühling riechen und viele in verfrühte Lenzbegeisterung versetzen, gibt es einen plötzlichen Kälteeinbruch mit Schneeregen und ständigem Geniesel, das Gehsteige und Straßen spiegelglatt werden lässt. Obwohl an Salz und Schotter nicht gespart wird und der Bürgermeister in allen Regionalblättern und natürlich auch auf seiner Website verkündet, wie viel er für diese »Notlage« investiert hat und obwohl im Stundentakt sämtliche verfügbaren Wirtschaftsfahrzeuge im Einsatz sind, scheint es doch nicht ungefährlich, sich hinauszuwagen. Jeder, der es sich irgendwie einteilen kann, lässt an diesem Sonntag sein Auto zu Hause. Verpackt wie in Panzerglas stehen sie da, vor dem einen oder anderen ein ratloser Besitzer, der mit Eiskratzer, Körperkraft und auch Wärme – einer hat sogar seinen Fön in Gebrauch – wenigstens ein paar Löcher in die vereisten Scheiben bekommen will, weil er ohne fahrbaren Untersatz nicht sein kann.

Luis überlegt. Er hat eigentlich alles zu Hause, was er braucht. Aber es ist noch früh. Wie soll er die Zeit bis zum Mittagessen totschlagen? Er hat schon alles bereitgestellt: ein paar gekochte Erdäpfel von gestern, die wird er anbraten, mit Zwiebeln, nein ohne, in letzter Zeit verträgt er keine Zwiebeln, ein paar Scheiben Braunschweiger. Dazu ein, zwei Essiggurkerl, das musste reichen, statt einem Salat. Immer noch dachte er beim Essenrichten an seine verstorbene Frau, die es als Gesetz betrachtete, zum Essen

einen Salat hinzustellen. »Irgendwas Grünes braucht der Mensch«, pflegte Edda zu sagen. Nun, grün waren die Gurkerl ja auch ... Luis überlegt. Er könnte sich die Sonntagszeitung holen. Zwar hat er ein Abo, aber das beinhaltet nicht die Sonntagszeitung. War auch eine Art selbstaufgelegter Zwang, denn wenn er zum Zeitungsständer musste, hatte er wenigstens ein bisschen Bewegung. Einen kleinen Sonntagsspaziergang, sozusagen. Freilich heute, das Eis da draußen ... und er steigt nicht so sicher auf in letzter Zeit. Er ist oft schwindlig. Überhaupt wenn er sich schnell – oder relativ schnell – einmal umdrehen muss. Er will nach etwas greifen, zur Stütze, und greift dann daneben. Wäre ihm schon fast einmal passiert, dass er deshalb stürzt! Also aufpassen muss er wohl! Heute noch mehr als sonst. Aber es reizt ihn. Wie er damals als junger Mann auf dem Eisplatz war und Eisstock geschossen hat, das war doch toll! Er hatte seine dicken Schuhe an, gefüttert mit Kaninchenfell, und dicke Socken, es war ihm wohliger warm. Der Rauch, der vor dem Mund stand, die Rufe der Männer, das Tocken der Stöcke, dieses Geräusch, wenn sie dahinruselten auf dem Eis, das Gleiten ... – aber sowas wird er auch heute noch zusammenbringen, das wär ja gelacht, so alt ist er auch wieder nicht! Wenn er seinen dicken Mantel anzieht und den Schal nimmt, wie Edda immer befohlen hat, ohne Kappe geht er sowieso nicht mehr aus dem Haus, und die Pelzhandschuhe, also da kann er es doch wirklich wagen, dieses kleine Stück zum Zeitungsständer zu gehen!

Luis geht also raus in die Garderobe und zieht sich warm an, wobei er ärgerlich vor sich hin flucht. Wie lang das alles dauert! Wie umständlich das ist! Winter, er mag den Winter nicht besonders. Aber trotzdem, früher hat er nicht so

lang gebraucht, sich die Schuhe anzuziehen. Er muss sich einen Hocker nehmen und sich setzen, und dann kommt er mit seinen zittrigen Händen nicht zurecht. Als ob er nicht mehr genug Kraft hätte, den Reißverschluss zuzumachen. An Schuhbänder knüpfen ist lang nicht mehr zu denken, die Schnürschuhe hat er schon seit Ewigkeiten nicht mehr getragen. Das letzte Mal ist ihm noch allzu deutlich in Erinnerung, den Tränen nahe hat er aufgegeben – es nutzt nix, er ist ein alter Mann geworden und kann sich selbst nicht mehr die Schuhbänder zubinden! Und Socken anziehen wird auch zum Manöver ... Luis seufzt und erhebt sich umständlich, wobei er sich am Türrahmen festhält. Schritt für Schritt!, sagt er sich, als er die Tür hinter sich ins Schloss fallen lässt und langsam die paar Stufen hinuntersteigt. Gut, dass Edda beschlossen hat, die Wohnung im Erdgeschoss zu nehmen. Er war eigentlich dagegen, er hätte lieber die im ersten Stock gehabt, so von oben auf die Straße hinunterzuschauen hätte ihm gefallen. Im Parterre lehnt man sich doch nicht so leicht aus dem Fenster, außerdem hat man das Gefühl, als schauten einem die Leute ins Zimmer, überhaupt, wenn ein Bus vorbeifährt oder eins dieser höheren Autos. Er macht die Haustür auf – so schwer war das früher nicht, jetzt muss er sich mit seinem ganzen Gewicht dagegenstemmen. Gott sei Dank hat der Hausmeister gestreut! Er sieht Sägespäne und Asche, der Hausmeister ist auch schon ein älteres Kaliber und verwendet, was beim Heizen mit Holz und Kohle abfällt – das Haus ist noch nicht umgebaut, wird aber bald renoviert, dann werden alle mit Fernwärme ausgestattet, ob es ihnen passt oder nicht. Wegen der Umwelt, sagen sie. Puh, verächtlich zieht Luis die Luft ein und steigt vorsichtig auf die Eisplatten, die zusätzlich auch noch mit Salz bestreut sind. Sicher ist sicher.

So ein Glatteis hat es seit Jahren nicht mehr gegeben! Die Zeitungen sind voll davon und im Radio reden sie auch von nichts anderem. Und der Zustand soll noch vierzehn Tage anhalten, unglaublich! Vorsicht, Vorsicht ...

Und das ist eigentlich das Letzte, woran er sich erinnern kann. Dass er sich gedacht hat: Vorsicht! Und dass es bis zum Zeitungsständer ja wirklich nicht weit ist, Gott sei Dank muss er nicht einmal die Straße überqueren. Aufwachen tut er in einem Rettungsauto, das ihn mit Blaulicht und Sirene ins Unfallkrankenhaus bringt. Eine Frau in Uniform beugt sich über ihn und fragt nach seiner E-Card. Was ist das? Er hat keine Ahnung, was sie von ihm will. Was für eine Krankenkassa er hat, fragt sie. Er ist doch in Pension! Und überhaupt, wo ist jetzt die Sonntagszeitung? Au! Der Kopf tut weh. Und das Kreuz. Und der Fuß und die Hand auch. Eigentlich tut alles weh. Er stöhnt. Was macht er da? Er will nach Hause, sofort, er will in sein Bett. Oder doch wenigstens auf die Couch. Die Zeitung lesen. Nein. Jetzt will er keine Zeitung mehr lesen, er will eigentlich nur schlafen. Und er will, dass das Dröhnen aufhört. Und dass diese fremden Menschen weg sind. Er mag nicht in einem Auto fahren. Irgendwas geben sie ihm zu trinken, er hat Durst. Der Saft schmeckt komisch. Luis schläft ein.

Als er wieder zu sich kommt, liegt er in einem Spitalsbett, mit einem dicken Verband um den Kopf, in der einen Hand steckt ein Infusionsschlauch, die andere liegt in einem Dreieckstuch. Und Benni steht da, sein jüngster Sohn. Was will der da? »Papa, du bist gestürzt! Schwer gestürzt! – Warum bist du denn um Himmels willen bei diesem Glatteis aus der Wohnung gegangen? Du hättest mich ja anrufen

können, wenn du etwas brauchst!« Ja, warum hat er nicht angerufen ... er kann doch nicht zu seinem Sohn sagen, dass er die Telefonnummer dauernd vergisst. Und dass er beim Wählen immer daneben greift. Telefonieren ist für ihn noch schwieriger geworden als Essenrichten, als Kochen, Socken anziehen ... *was brauchst, was brauchst*, was für eine Frage, er braucht nichts! Seine Söhne sollen ihn in Ruhe lassen. Gut, der Benni, das ist eh ein Lieber, obwohl er leider nicht normal ist, also in seiner Ausrichtung, was Partner betrifft und so ... Luis mag nicht daran denken. Noch weniger aber mag er an Jacky denken. Und doch muss er es wissen: Weiß Jacky, dass er gestürzt ist? Oder Roman? Wegen Roman ist es ihm schon peinlich! Da wird er sich wieder was anhören können. Und die Heidi kommt wahrscheinlich angedampft, mit sorgenvollem Blick, hoffentlich hat sie nicht die Kinder mit, so lieb sie sind, aber die sind dermaßen laut und anstrengend und überall zugleich ... Luis seufzt. Er sagt gar nichts. Er schaut hinaus auf die Zweige, die zwischen dem Fenster und der gegenüberliegenden Hausmauer ihre ersten Knospen tragen, jetzt freilich sind sie glasiert, voller Eis, seltsame Gebilde sind das ... er driftet schon wieder weg in Gedanken. Er muss was sagen zu seinem Sohn, dem jüngsten, dem einzigen, der sich um den alten Vater noch kümmert, ab und zu.

Luis schläft wieder. Benni zieht ihm die Decke höher, richtet, was er mitgebracht hat, einen Blumenstrauß, eine Schachtel Pralinen und ein paar Mandarinen, auf dem Nachtkastl zurecht. Er kann momentan nicht mehr tun. Mit dem zuständigen Arzt will er noch sprechen. Er schließt leise die Tür des Krankenzimmers, zwei andere alte Männer folgen ihm mit den Blicken, allein sind sie

hier meist und bekommen wenig Besuch, und dieser schöne junge Mann ... Also der hat schon ein Glück, dieser alte Eisenbahner, dass er so einen feschen Sohn hat, intelligent wohl auch, jedenfalls hat er ziemlich teure Sachen an, einen schwarzen Rollkragenpullover und einen Kamelhaarman- tel, super Schuhe und elegante Hosen, und die Uhr ist auch nicht von schlechten Eltern – die beiden Nachbarn von Luis haben nun einiges, das sie besprechen können, während Luis im Genesungsschlaf versinkt und Benni im Schwesternzimmer nachfragt – der behandelnde Arzt? »O ja, freilich, sofort ...«

Benni ist fesch, er ist gepflegt, er könnte Model in einem Hochglanzmagazin sein, die Schwestern springen gleich auf, normalerweise hat niemand seinen Kopf in die Teeküche zu stecken, aber dieser junge Mann, mein Gott, ein Cherub, ein Engel! Und *das* ist der Sohn von diesem kleinen Eisenbahner, dem mit Parkinson, wie sie gleich festgestellt haben, Zahnradbewegungen wie im Bilderbuch, Drehschwindel, leichte Altersdemenz zusätzlich – es hätte das Gespräch mit dem Arzt gar nicht gebraucht. Schwester Clarissa hätte ihm ebenso gern und mindestens so ausführlich wie der behandelnde Arzt Auskunft gegeben: Sturzgefahr, und zwar zunehmend, da Parkinson. Ob er schon davor einmal gestürzt war? Nein. Oder doch? Schwer zu sagen, denn Luis' Söhne leben ihr eigenes Leben, den Vater sehen sie selten ... Nun, das wird in Zukunft nicht mehr so sein, erfährt Benni. Wenn sie es nicht selbst schafften, ihren Vater zu betreuen – vielleicht hatten sie ja Ehefrauen, Lebensgefährtinnen, die diese Arbeit übernehmen könnten ...? – Aus der flüchtigen Röte, die Bennis Wangen überzieht, liest Schwester Clarissa richtig – oder eben Lebensgefährten ...



nein? Jedenfalls wird der Vater so rasch wie möglich entlassen werden, es ist ja nur eine leichte Gehirnerschütterung, die kann zu Hause auskuriert werden. Natürlich regelmäßige Kontrolle durch den Hausarzt, aber jedes Bett wird benötigt, der Patient könnte oder sollte eigentlich bereits heute gehen. Aber sie als Oberschwester sieht natürlich ein, dass zuerst noch einiges organisiert werden muss, vor allem, wenn es keine Frauen gibt in der Familie – ihr Blick streift schnell und bedauernd die schlanke Gestalt –, es wird jedenfalls professionelle Betreuung nötig werden, anfangs vielleicht nur stundenweise, aber doch täglich. Es braucht jemanden, der den Vater begleitet beim Ausgehen, der ihm Besorgungen macht und so weiter – Schwester Clarissa verabschiedet sich mit Händedruck und wünscht Glück. Morgen wird Luis also entlassen. Und Benni soll binnen vierundzwanzig Stunden dafür sorgen, dass sein Vater in den eigenen vier Wänden betreut wird.

### 3. Design

*Gilgamesch, Sohn des Ex-Kulturreferenten Otto und der Schauspielerin Daniela, lebt mit Bibiane, Tochter des Architekten Karl und dessen Exfrau Alma, seit drei Jahren in Kalifornien, beide sind zu gefragten Designern geworden.*

Gil, mit vollem Namen Gilgamesch Vidic, österreichischer Staatsbürger, öffnet die Tür des kleinen Apartments in Strandnähe, das er mit seiner Freundin Bibiane Sorger vulgo Bibi bewohnt, und stellt das Surfbrett ab. Er holt sich Juice aus dem Kühlschrank und mustert das nicht allzu üppige Angebot. »Ich mach mir ein Sandwich, isst du auch was, Schatz?«, ruft er ins Zimmer. Die Küche ist so winzig, dass es nicht einmal einen Sitzplatz gibt. »Nein danke«, schallt es zurück, »ich hab grad eine Papaya gegessen!« Bibi ernährt sich vornehmlich von Obst und rohem Gemüse. Zum Frühstück nehmen sie beide eine Schale Misosuppe und etwas Getreidebrei zu sich, kulinarische Köstlichkeiten brauchen sie nicht, wichtiger sind ihnen Freiraum, Luft, Bewegung, Sport und gutes Aussehen. Und eine coole Wohnatmosphäre natürlich. Das ist schließlich ihr Beruf, mehr noch, ihre Berufung. Sie verkaufen per Internet Hardware und Software. Bibi sitzt gerade an einer Auftragsarbeit, die sie seit Wochen beschäftigt und an der ihr viel liegt, nämlich an der Ausstattung eines Hauses, das nicht nur top aussehen, sondern auch ökologisch funktionell sein soll und die Natur – es handelt sich um einen Bau, der einem inzwischen berühmten Bauwerk der Hippieära in den 68er-Jahren nachempfunden ist – einbezieht. Nur befindet sich das Vorbild des zu planenden Anwesens in einem Wald in Kanada, während das neue Anwesen im

trockenen mexikanischen Santa Fé stehen wird, zwischen Kakteen und hartstacheligen Gewächsen. Aber die Auftraggeber sind reich, mehr als das, und der Auftrag soll, wenn er zufriedenstellend ausgeführt wird, eines *der* Prestigeprojekte des jungen Paares werden, gehypt in allen hochrangigen Architekturzeitschriften – so der Plan.

Gil setzt sich mit seinem Sandwich und einem Glas Maracuja-Juice auf den Balkon. Die Sicht ist außergewöhnlich, der Blick geht direkt aufs Meer, an den Strand, an der gesamten Wohnraumseite. Das Apartment ist zwar winzig und sündteuer, aber dieser Blick und die Meeresnähe sind es ihnen wert – abgesehen davon ist Geld inzwischen für sie beide kein Thema, sie verdienen gut und leben genauso, wie sie es sich immer gewünscht und vorgestellt haben. Bibi schreibt zusätzlich Kolumnen über Modern Lifestyle auf der Website einer weltweit bekannten Architekturvereinigung, ihrem Weg nach oben scheint nichts im Weg zu stehen. »Hast du Berenike erreichen können?« Bibis Schwester, Landschaftsarchitektin, lebt nach wie vor zu Hause und kann sich nicht entscheiden, es ihrer Schwester nachzutun und wegzugehen. Eine Menge hitziger Gespräche hat es bereits zwischen den Schwestern gegeben, auch mit Gil und seiner Schwester Heloise, alle haben sie eingeredet auf Berenike, die an ihrer Heimat hängt und sich nicht lösen kann. Eigentlich ist ihr nicht einmal klar, ob das bereits ihr Weg ist – Landschaftsarchitektur. Vielleicht will sie etwas ganz anderes in ihrem Leben? Lebensberatung oder Töpfern? Nur in einer Bank will sie nicht sitzen oder in einer Versicherung. Selbstbestimmte Arbeit, am liebsten mit Pflanzen oder Tieren, draußen, im Freien, an der Luft ... – aber Landschaftsarchitektur, dafür gibt es in ihrem Heimat-

land wenig Arbeitsmöglichkeit und auch noch kaum ein Bewusstsein für deren Notwendigkeit. Im Ausland hätte sie freilich Chancen, und ab und zu, wenn sie sich einem von Gils und Bibis Projekten anschließt, glaubt sie auch daran, es endlich schaffen zu können. Die Ablösung. Aber dann braucht ihre Mutter sie gerade, weil sie mit den Nerven fertig ist, oder sie muss ihrem Vater bei einem Projekt helfen – Berenike hat jede Menge Ausreden, sich *nicht* zu entscheiden. Notfalls ist sie halt nicht zu erreichen. Also meistens. Handy abgeschaltet oder wieder einmal irgendwo liegen lassen. Auf Mails reagiert sie nicht, die liest sie unregelmäßig, und überhaupt ist es ein Kunststück, Berenike zu fassen zu kriegen. Berenike ist ...

»Puh, da fällt mir ein, Mama will heut mit mir skypen! Irgendwas hat sie vor, was Neues, sie hat ganz geheimnisvoll getan in ihrer letzten Mail!« Gil ist skeptisch. Die Skyperei mit seiner Mutter, einmal die Woche, ist Pflicht. Eine meist unangenehme. Daniela will einerseits auf dem Laufenden gehalten werden und wissen, was ihre Kinder machen, andererseits geht ihr der direkte Kontakt schmerzlich ab, war sie es doch gewöhnt, alles, was ihr in ihrer Ehe wie auch in ihren wechselnden Engagements als Kleindarstellerin – sie selbst nannte sich freilich Schauspielerin – nicht passte, bei ihnen abzuladen. Und das war nicht wenig. Ausweinen bei den Kindern, das war sie gewöhnt – und nun waren sie fort, sogar sehr weit fort, am anderen Ende der Welt – hatten sie wirklich so weit flüchten müssen vor ihren Eltern? So schlimm war es doch schließlich auch nicht gewesen, das Leben in der kleinen Stadt, oder? Hierin stand sie allerdings allein mit ihrer Meinung. Gil würde ganz sicher nie mehr zurückkommen »nach Hause«, das stand für ihn fest, und

seine Schwester Heloise hatte die letzten Jahre nichts anderes getan, als sich »in der Welt herumzutreiben«, wie ihre Mutter es nannte. Heloise war immer schon ein Wandervogel gewesen, dass sie einmal sesshaft werden sollte, schien unmöglich. Gil war also nicht besonders neugierig auf die Pläne seiner Mutter. Was würde es auch schon groß sein, was sie unbedingt loswerden musste? Eine Neuanschaffung oder wieder ein neues Hobby? Malen oder Stepptanzen, Hatha-Yoga oder Stimmbildung, afrikanisches Trommeln oder Bauchtanz ... Gil seufzte. Wie spät war es? ... Na, da würde es zu Hause gerade Zeit fürs Frühstück sein, die Lieblingszeit seiner Mutter.

Und wirklich, er hat kaum sein Sandwich vertilgt und ist auf ein paar Atemzüge hinaus auf den Balkon gegangen, er liebt den Abendhimmel – gurgelt auch schon das Skype. Im Vorbeigehen streicht er Bibi über das kurz geschnittene Haar. Seine Frau war eine Schönheit. Er nannte sie *seine Frau*, aber sie waren nicht verheiratet und ließen alle Pläne in die Richtung, die sie zuweilen geschmiedet hatten, bald wieder fallen – und hier war sie auch schon, seine Mutter, Dani, die Darstellerin.

Gil seufzte und setzte sich. »Ja, Mama, alles okay. Gut siehst du aus! Und ja, du hast recht, die Sonne geht bald unter hier bei uns. Du willst das Meer sehen und den Untergang ...? Warte, ich setze mich ein wenig anders ... so! Ja, Bibi ist auch da – sie arbeitet!« Bibi winkt kurz zu Gils Laptop hinüber und wendet sich wieder ihrem Bildschirm zu.

»Und wie geht es Papa ...?«

#### 4. Nervenzusammenbruch

*Neben der Leitung ihres Geschäfts und einer wirtschaftspolitischen Funktion hat die Gemischtwarenhändlerin Agnes private Probleme – langsam wird ihr alles zu viel.*

»Na dann geh halt, du faules Stück!« Agnes brüllt es Tamaras nach, als diese in der Küche ihre Schürze abnimmt und zum Schließfach geht, um ihre persönlichen Sachen auszuräumen. Lehrling im zweiten Jahr – und kündigt! So ein dummes Mädel! Und kommt ihr dann auch noch frech! Hätte sie von Anfang an wissen können. Schon die Art! Die Sprache, der Ton! Gut, dass das vorbei ist. Dass die endlich weg ist. Hat ja alle anderen aufgewiegelt. Was wollen die Damen Angestellten nicht noch alles? Abgesehen von den flexiblen Arbeitszeiten und dass sie gnadenhalber mal einspringen bei Inventur oder vor Weihnachten oder zu Silvester. Ist ja klar, dass es im Lebensmittelbereich gerade da besonders viel zu tun gibt! Dass alles Mögliche gerichtet werden muss, abholbereit! Oder die Zustellungen! Sie, Agnes, hat doch wirklich immer weitestgehend Rücksicht genommen auf alle möglichen Befindlichkeiten! Schnupfen und ein bisschen Halsweh, das hat schon gereicht zum Krankschreiben. Während sie selbst mit 38 Fieber noch ins Geschäft gegangen ist, oder damals, mit der chronischen Bronchitis! Die eine kriegt keinen Babysitter oder die Mutter ist krank – jedes Mal hat sie entschuldigt, umorganisiert, ist selbst eingesprungen. Tag und Nacht im Geschäft, vor den Feiertagen, an den Fenstertagen – eh klar, wer keinen Urlaub nimmt, das ist sie. Und dann als Kapitalistin hingestellt werden von so einem Mensch, rotzfrech, vor den anderen Mädels, die die Augenbrauen hochziehen oder sich kichernd wegrehen. Eine Bagage hat sie da beinand! »Team« nennt sie

das Ganze großspurig, wenn sie über ihren Betrieb redet in der Kammer oder wenn es irgendwas gibt, eine Aktion, eine Modenschau ... warum tut sie sich das eigentlich alles noch an? Warum ist sie so blöd und verkauft nicht, wie alle anderen, an irgendeinen der Konzerne, ist ja wurscht, der Bestbietende kriegt den Laden – sie pfeift auf ihre Kunden! Dann werden die schon sehen, was sie gehabt haben – und verloren! Dann werden sie ihr nachtrauern, aber dann wird es zu spät sein. Jetzt meckern sie freilich herum. »Das ist so teuer – warum krieg ichs beim Billa um 40 Cent billiger ...?« – »Sein S' mir nicht bös, Frau Holzer, aber das nehm ich doch lieber beim Spar ...« – »Auf dem Bauernmarkt sind die Sachen vielleicht gleich teuer, aber viel frischer ...!« – Ja, dann kaufst doch beim Billa und beim Spar und am Bauernmarkt, ihr Deppen, wenn ihr meint, dass ihr den Einzelhandel ruhig ruinieren könnt, weil es eh genug Konzernfilialen gibt, die viel größer sind, mit viel mehr Auswahl – und mit Musik sogar! Aber wehe, wenn der Konzern zusperrt. Dann werdet ihr schön schauen!

Agnes ist den Tränen nahe, sie weiß nicht, ob sie sich noch länger beherrschen kann. Sie schnauzt die Mädels an: »Weitermachen! Hopp hopp! Sind die Lieferungen schon fertig? Na also, dann los! Oder will noch jemand gehen, sagts es gleich ...!« Innerhalb von zwei Wochen drei Schwangerschaften im Betrieb! Wie soll sie das verkraften, wie soll sich das ausgehn? Das kann sie allein, als Arbeitskraft, niemals kompensieren, und wenn sie sich noch so anstrengt! Und wenn sie wen als Ersatz nimmt, kann das der Betrieb nicht tragen, das geht sich rechnerisch einfach nicht aus! Wenn sie wenigstens nicht diese blöde Betriebsprüfung ins Haus stehen hätte! Der Steuerberater ist auch ein fester Trottel, warum sie dem die Tausender hinten und vorn reinstopft, weiß sie auch

nicht. Fehler über Fehler macht der. Wenn sie selbst nicht aufpassen tät wie ein Haftelmacher, hätt sie voll draufgezahlt – ach, wär ja nicht das erste Mal! Alles muss man selber machen! Beziehungsweise frau. Aber es geht nicht mehr so leicht wie mit zwanzig. Sie packt das einfach nicht mehr. Der Betrieb ist auch zu groß für sie. Schnapsidee, den so aufzublasen. Für einen allein ist das zu viel, überhaupt für eine Frau allein, ohne einen Mann, der einen Handgriff tut. Der Bruder, großartig »Abteilungsmitglied« bei den Textilien, kümmert sich einen Dreck um seine »Abteilung« – macht ja alles sie. Und der Vater wird zunehmend dement, seine religiösen Anwandlungen sind nicht mehr auszuhalten, er wird echt dumm auf seine alten Tage, er braucht Hilfe, bekommen tut sie von ihm nichts, hat sie noch nie ... Agnes hat das Gefühl, als schnürt es ihr die Luft ab. Sie hat einen richtigen Krampf in der Brust, sie hält es nicht aus, sie muss raus, raus aus dem Geschäft, und wenn alles zusammenbricht ohne sie, sie muss jetzt weg.

Oh mein Gott, beim Ausgang nun auch noch die Frau Hunzenbichler, Stammkundin, auf ihren Stock gestützt, mühsam atmend unter dem Schwergewicht, das sie durch die Gegend schleppt. »Aber Frau Agnes, Sie schau'n gar nicht gut aus! Wie der Tod so grau! Was ham S' denn? Gell, Ihnen tut das Wetter auch nicht gut. Also ich sag Ihnen, meine Hüfte ...! Und die Gelenke ...!«

Agnes kann gerade noch einen Gruß herauspressen und Renate – die heute an der Kassa sitzt, Gott sei Dank, eine der verlässlichsten Stützen, schon an die fünfzig, deshalb gelassener – zuflüstern, dass sie die Aufsicht machen soll, ohne Begründung, aber Renate sieht gleich, was es geschlagen hat und schaut der Chefin so mitleidig wie Frau Hunzenbichler

neugierig nach, als sie hastig hinter der Tür »privat« verschwindet, nach oben rennt – »Nein, Vater, ich hab jetzt keine Zeit!«, als der sich eben bedächtig von seinem Platz in der Küche erhebt, wo er das Kirchenblatt studiert hat, und ihr daraus was Wichtiges vorlesen will – und in ihr Schlafzimmer verschwindet. Sie dreht sogar den Schlüssel um und wirft sich dann aufs Bett, wie sie es als Kind getan hat, den Polster stopft sie sich in den Mund, damit niemand hören kann, wie sie schreit und stöhnt, denn ein normales Weinen kann man das nicht mehr nennen.

Zwei Stunden später hat sie sich von ihrem Ausbruch erholt. Sie hat eine Stunde geschlafen und schon gehts ihr besser. Fast schämt sie sich, sowas darf einfach nicht vorkommen! Sie geht ins Badezimmer, wäscht sich kalt, legt etwas Schminke auf und frisiert sich. Ein prüfender Blick in den Spiegel: Und weiter gehts, Frau Holzer! Das Geschäft ruft! Wir sind schließlich keine Angestellten, wir sind stolze Ladeninhaber!

Ihr lautes, verächtliches Lachen bekommt Hans Holzer noch mit, als seine Tochter an ihm vorbeifegt. Eine richtige Primadonna ist sie geworden, anreden darf man die Frau Tochter schon gar nicht mehr, und dass sie sich einmal mit den Sorgen ihres Vaters für die gesamte Menschheit beschäftigt, das ist wohl zu viel verlangt? Jaja, sie ist halt in den Bann des Besitzes geraten, der schnöde Mammon regiert das Haus! Das wird kein gutes Ende haben, er sagt es ja immer und bei jeder Gelegenheit zu ihr und zu seinem Sohn: »Das wird kein gutes Ende nehmen!«

Und Hans Holzer schlurft zurück in seine Küche zur Lektüre geistlicher Blätter.

## 5. Kunstmarkt

*Der Maler Emil Bröge hat es in den letzten Jahren zu internationaler Berühmtheit gebracht. Seine Galeristin sorgt für weiteren Image- und finanziellen Gewinn.*

Emil Bröge hasst Kunstmessen. Aus diesem Grund betrinkt er sich vorsichtshalber bereits, bevor er das Gebäude betritt. Weil seine Galeristin das weiß, hat sie sich schon im Voraus darauf eingestellt und gleich noch zwei Mitarbeiterinnen als zusätzliche »Leibgarde« engagiert, Lisa oder Elsa oder wie die heißen – »heißen eh alle gleich ...!« Wobei »engagiert« bedeutet, dass die Mädels selbstverständlich gratis zur Verfügung stehen. Sollen froh sein, dass sie was lernen und in der Gegenwart so prominenter Menschen sein dürfen! Schließlich muss Helene ungestört verhandeln können mit den potenziellen Kunden, während der große Meister wie ein Kleinkind gehätschelt wird, unterhalten, gepflegt, abgelenkt, damit er sich halbwegs öffentlichkeitsstauglich benimmt und nicht allzu viel hinter die Binde kippt. Einmal ist es schon passiert, dass er einem Journalisten fast in den Schoß gekotzt hat. Von Entschuldigung keine Rede, im Anschluss an das Interview hat er den Journalisten angeflegelt, weil dessen Fragen »zum Speiben« gewesen seien.

Heute aber ist Emil so halbwegs bei sich. Hat auch seine »Neuerwerbung« an der Seite, Carina, eine junge Frau, die der Galeristin gar nicht einmal so doof vorkommt wie all die anderen Weiber, die Emil ihr sonst präsentiert. Im Allgemeinen waren das nämlich dumme Nüsse mit einer Aussprache und einem Dialekt, dass einem schlecht werden konnte. Aber Emil hatte erklärt, dass er nicht noch einmal so eine »intellektuelle Emanze« brauche. Sowas kenne er schon. Nichts als Vorwürfe

und Antreiben, und egal wie er dreinschaute oder ausschaute, sie meckerte und nörgelte an ihm herum. Er meinte damit Regina, seine langjährige Lebenspartnerin, von der er sich nach dem Überfall im Atelier, bei dem sie beide ziemlich was abbekommen hatten, körperlich wie auch psychisch, getrennt hatte. Er weiß selbst nicht warum, aber plötzlich hat ihn alles an ihr gestört. Deshalb legte er es nach ihr besonders darauf an, ständig wechselnde Geschichten laufen zu haben und niemals »Beziehungen« – schon das Wort machte ihn krank. Auch sein Malstil hatte sich geändert. Er war reduzierter geworden, minimalistischer – was seinen Wert steigerte. Die noble Galerie, beziehungsweise ihre Besitzerin Helene, die ihn vertrat, tat ihr Möglichstes, seine Preise in sagenhafte Höhen zu treiben und einen Mythos um ihn zu spinnen, ein Image zu kreieren, das auf dem Kunstmarkt ganz ausgezeichnet funktionierte – finanziell jedenfalls. Emils Charakter war allerdings etwas verkommen in den Jahren, er ließ sich gehen, konnte man auch – etwas vornehmer – sagen.

Emil tritt also auf, flankiert von seinen kämpferischen Amazonen. Eigentlich wollte er in seinem fleckigen Malerkittel kommen, »warum nicht?«, aber mit geschickten Argumenten hat Carina das zu verhindern gewusst, weshalb ihr die Galeristin erleichtert zuzwinkert, als sie endlich aus dem Taxi steigen. Emil stapft, ganz im Stil Hemingways, mit dem Blick eines Stiers, den man besser nicht reizt, im Schlepptau der nach links und rechts Grüße und Küsschen verteilenden Galeristin, bekannt in der Kunstszene als »die schöne Helena«, bürgerlich Helene Dampfhofer, an den Kojen vorbei zu ihrem Stand. Kostete wieder ein Vermögen, unglaublich, was sich die Messeleitungen heutzutage erlaubten. Und jedes Jahr noch mehr! Als hätte sie nicht genug Ausgaben!

»Kusch jetzt! Lassts mich, das brauch ich! Diese Messe-Visagen, diese Arschkriecher, ich muss sie wegtrinken ...!« Emil wehrt die Versuche der Frauen ab, die ihn hindern wollen, einen großen Schluck aus dem mitgeschmuggelten Flachmann zu nehmen. Carina beißt sich auf die Lippen, ihr schuldbewusster Blick geht zur Galeristin – wie hat sie das nur übersehen können? »Emil! Du weißt doch, um elf kommt der Typ von der FAZ zum Interview! Der ist wichtig! Und dann noch das Filmteam von ARTE! – Sobald die weg sind, kannst du saufen, soviel du willst!« Unwillig lässt sich Emil den Schnaps abnehmen und starrt auf das Glas Mineralwasser, das sie ihm stattdessen in die Hand gedrückt haben. Die Leute, die ihn mit neugierigen Blicken streifen und sich gegenseitig schubsen – »Schau! Emil Bröge!« – kann er einfach nicht mehr sehen. Diese Interviews kotzen ihn derartig an! Wollte ihn dieses Weib, dieses geldgierige, Helena, die Hyäne, auch noch zu einer Talkshow vergattern! Weil das ach so viel Image brächte! Und er soll zu dieser Kunstsendung des ORF, die hätten schon dreimal angerufen. Er brauchte gar nicht viel zu sagen und es dauerte auch sicher nicht lang! Sie könne schließlich nicht alles allein machen, mit ein paar Fotos sei es nicht getan, heutzutage müsse sich ein Künstler schon richtig verkaufen. Oder wenigstens verkaufen lassen und nicht so tun, als täte er ihnen einen Gefallen! Vorwurfsvoll und böse schaut Helene ihn an, etwas verständnisvoller, aber doch leicht resigniert Carina – nur Lisa verdreht die Augen in Richtung Elsa. Äußerlich tun sie beide cool. »Voller Arsch, der Typ«, wird Elsa flüstern, sobald sie sich ein paar Schritte von der Koje entfernt haben, weil sie sowieso nicht ins Bild dürfen, »husch, husch! Aus der Kamera, Mädels!« – Das macht ihnen aber nichts, denn der Typ von der Koje vis-a-vis ist so süß, er schaut immer zu ihnen herüber ... »Ach,

der ist sicher schwul!« – »Käme auf einen Versuch an ...«  
Also die Mädels lieben die Messe, eindeutig!

Emil hingegen hasst und übersteht sie irgendwie, mit viel Essen und Trinken und gutem Zureden. Mit Verfrachtetwerden in Autos und zu Empfängen, zu Gesprächen mit wichtigen Persönlichkeiten, mit denen er fotografiert wird und irgendwas quasselt – egal, was er sagt, alles ist sakrosankt, alles ist unnachahmlich, kommt es doch von ihm, dem Maestro. Und dass er trinkt, wen stört das, gehört es doch zum Nimbus eines Unangepassten. Je grotesker, ausfälliger und unangenehmer er sich benimmt, desto interessierter, amüsiertes und begeisterter scheint sein Publikum zu werden – die Preise steigen jedenfalls weiter, steigen in den Himmel. Emil weiß nicht einmal, wieviel Geld er besitzt, es interessiert ihn nicht – was Helena freut, sie und sein Steuerberater verwalten sein Vermögen zu treuen Händen, wie sie ständig beteuert. Emil weiß nur, dass es nicht unangenehm ist, so zu leben, im Großen und Ganzen, wenn für ihn gesorgt wird, er sich um nichts zu scheren braucht, malen kann, wann und wie er will – Emil genießt seine Narrenfreiheit. Und wenn ihm langweilig wird, ist da immer noch Carina. Sie gefällt ihm, er mag Carina, sie stört ihn selten und sorgt immer für alles, Essen, Trinken, Sex, er kann sich nicht beklagen – aber er liebt sie nicht. Emil liebt niemanden mehr, aber das gesteht er sich kaum einmal ein.

Nur nachts, wenn sie ihn endlich allein lassen, wenn er in den Farben tobt und die Musik laut dreht, wenn er genug Schnaps intus hat, dann stöhnt er manchmal laut, dann tanzt er und wirft Gläser an die Wand, er weint, und manchmal brüllt er wie ein wildes Tier, in seiner reichen Wohnung, in seinem reichen Leben, ganz allein.

## 6. Erleuchtet

*Hans Holzer besucht seinen alten Freund Luis nach dessen Sturz im Spital.*

Hans Holzer betritt auf Zehenspitzen das Krankenzimmer von Luis Thaler, unter dem Arm einen Stoß Zeitschriften, in der Hand einen Strauß roter Nelken, die er beim Blumenstand auf dem Krankenhausareal erstanden hat – Valentinstag! Naja, ist zwar mehr was für Pärchen, aber einem guten Freund kann man wohl einen Blumengruß ans Bett bringen, dem sinnigen Motto gemäß: »Schenkt Blumen im Lauf des Lebens, auf den Gräbern sind sie vergebens«, und als Zeichen der Freundschaft lässt er das Herzchen mit dem Mascherl am Buschen hängen. Luis ist wach, er starrt, wie die meiste Zeit, aus dem Fenster und dreht dabei seine Finger, unentwegt, immer rundum, rundum ... Fernsehen interessiert ihn nicht, die Kommentare seines Nachbarn, eines frisch Prostataoperierten, überhört er und gibt kaum einmal ein Brummen als Antwort.

»Oh, Besuch!« Luis klingt weder erstaunt noch erfreut, eher so, als sei das ganz normal und es käme jetzt einfach nur die Schwester mit dem Essen oder dem Blutdruckmessgerät. Hans hält ihm die Blumen hin, im Papier, hm, was machen sie jetzt damit? »Ach, leg sie mal dahin«, Luis deutet aufs Bettende, »die Schwester wird dann schon eine Vase bringen. Da, nimm dir einen Sessel!« Umständlich setzt sich Hans, nein, jünger werden sie beide nicht. »Wennst denkst, was wir für Burschen waren ...!« – »Ach, hör mir auf mit die alten Gschichtn ...!« Luis ist nicht besonders gut drauf, merkt Hans. Aber das wird sich ändern! Schließlich ist er



jetzt da, und was er zu verkünden hat, wird seinen alten Spezi aufrichten! Er bringt das Heil, er, Hans Holzer! Wer hätte gedacht, dass er auf seine alten Tage noch zum Seelenretter wird! Feierlich breitet er die mitgebrachten Schriften auf Luis' Bettdecke zum Fächer aus. »Schau, mein Freund, was ich dir mitgebracht hab. Da steht alles drin! Alles, was du wissen musst, wenn du bei der letzten Station angelangt bist. Kurz vor dem Himmelstor, quasi. Eines Tages stehen wir ja alle da, einige früher, die anderen später. Wir beide können schon fast die Schnalle greifen, so nah sind wir ...« – Hans lacht tröstlich, er selbst findet jedenfalls, dass er tröstlich und aufbauend lacht, denn ist es nicht echt schön, wenn wir endlich aus dem Tal der Tränen draußen sind, unterwegs in eine bessere Welt ...? Also lacht er zur Sicherheit noch einmal und erntet dafür einen strafenden, wenn auch neugierigen Blick des Bettnachbarn. Der hat inzwischen seine Ohren schon mehr am Nebenbett als beim Fernseher, einen Ohrstecker hat er bereits rausgenommen.

»Bist jetzt heilig g'worden oder was? Glaubst, du bist ein Priester und bringst mir die letzte Ölzung? Da bist aber falsch dran, Bruder! Ich hab zwar einen eingewickelten Schädel und die Hand im Gips, aber das wird alles wieder. In ein, zwei Wochen hupf ich herum wie ein junger Spatz! Und deine Blattln da, die kannst einpacken, kannst alle wieder mitnehmen. Das Zeug brauch ich nicht! Du tust ja grad, als wärst bei den Zeugen Jehovas!« – Hans wehrt eifrig ab. Dass er es mit dem alten Sturschädel nicht leicht haben wird, hat er gewusst. »Kein Mensch will dich zum Glauben bekehren! Ich will dir nur ein paar Beispiele erzählen von Menschen, die knapp vor ihrem Tod ...« – »Ich *bin* aber nicht knapp vor meinem Tod! Ich bin ziemlich lebendig. Umg'schmissen

hat's mich halt, kann jedem passieren, ausgerutscht am Glatteis, wen hat's nicht schon mal auf die Goschen gehaut? Mich hat's halt blöderweis am Schädel erwischt, sodass ich eine Gehirnerschütterung hab!« – »Und? Und sonst nichts? Sonst hast du nichts, bist pumperlgund ...?« – Hans weiß von Agnes, und die weiß es aus sicherer Quelle, aber darf es natürlich nicht weitersagen, dass Luis Parkinson hat, und zwar im fortgeschrittenen Stadium. Und das ist eine Krankheit, an der stirbst du qualvoll – jedenfalls sagt das der Tobias. Obwohl Agnes sagt, nein, an Parkinson stirbt man nicht, weil sie nachgeschaut hat im Internet, also bei Parkinson kann man mit den Medikamenten, die sie jetzt haben, heute schon viel machen, hinauszögern auf jeden Fall ... – aber die Frauen sind ja immer so gescheit und wissen's besser. Nein, er glaubt was anderes, er, der Hans, weiß genau, dass es sein Kumpel nicht mehr lang machen wird. Er hat da so eine Eingebung gehabt letzte Nacht – überhaupt hat er jetzt oft Eingebungen! Gott persönlich hat zwar noch nicht mit ihm gesprochen, aber seine Gesandten, nämlich Michael und Gabriel, die Erzengel. Den Gabriel mag er persönlich lieber, der hat sowas Kämpferisches mit seinem Schwert. Und wenn der so ins Zimmer kommt, dann strahlt plötzlich alles in einem hellen scharfen Blau wie von einer Rettungssirene, nur dass es nicht flackert. Gabriel also hat ihm gesagt, dass der Luis jetzt zu seinem letzten Kampf antritt. Und dass er deshalb gehen und seinen Freund retten soll, also die Seele, nicht den Körper, weil der Körper muss sterben, aber er soll die Seele retten, bevor die in den Schlund der Hölle fährt, ohne Beichte, ohne Buße. Denn kann schon sein, sagte Gabriel, dass er in letzter Zeit viel Gutes getan hätte, der alte Luis mit seinem wackligen Gang, kann auch sein, dass er das Saufen einge-



schränkt und sich um seine Söhne gekümmert und um das verlorene Schaf, den Jacky, viele Tränen vergossen hat. Aber die alten Sünden seien noch nicht abgegolten, noch lange nicht. Weil es viele Sünden waren. Wie zum Beispiel sei der Mann Zeit ihres Lebens mit seiner armen, tüchtigen, treuen Ehefrau umgegangen? War er ihr vielleicht an der Seite gestanden, als Stütze und Stab? Eben nicht. Versoffen hätte er das Geld, Schwierigkeiten hätte er gemacht, nichts als gemeckert und geschimpft. Und sogar geschlagen habe er ab und zu im Rausch seine Frau und seine Söhne, das hat doch jeder gewusst in der Stadt, das war ein offenes Geheimnis. Also Luis, der habe schon was abzubitten, hatte Gabriel gemeint, und er hatte sich sogar samt seinem Schwert gemütlich hingesezt zu einem längeren Gespräch im Zimmer vom Hans, mitten in der Nacht. Und Hans hat von Gabriel, dem Erzengel, in Folge den Auftrag bekommen, den Luis zu Buße und Reue anzutreiben, zu Gebet und Abbitte, und er solle ihn auch gut instruieren, denn der alte Agnostiker kenne natürlich keine Gebete und wisse nicht einmal, wie man sich verhalten soll, bevor man aus dem Leben scheidet und sich rüstet, um vor dem Thron Gottes zu erscheinen.

Ja, der Thaler Luis ist wirklich eine harte Nuss! So klein und runzlig wie er daliegt, wie ein verschrumpelter Apfel mit einem weißen Turban, die Hände wie kleine Spinnen, unruhig am Betttuch zupfend, der Blick glasig und wie nicht von hier, so stur und starrsinnig, wie er ist! Hans kramt in seinen Hirnwindungen nach immer neuen überzeugenden Argumenten, will Luis in einen Disput verwickeln, aber Luis geht auf nichts ein, Luis hört nicht zu, Luis schweigt starrsinnig.

Wer aber wohl interessiert ist an einem hochgeistigen Gespräch, echt aufgeschlossen und vernünftig, das ist der Bettnachbar! Wer hätte das gedacht! Das ist ja ein wahrhaft vernünftiger Mann, entdeckt der Hans, und rückt seinen Sessel näher ans andere Bett. Der Luis horcht ihm eh nicht zu, der ist mit den Gedanken woanders. Und vielleicht ist es eh besser, er schläft ein bisschen. Er regt sich immer so schnell auf. Wenn er sich beruhigt hat, kann der Hans ja weiterreden. Nach dem Schlaferl. Der Nachbar jedenfalls entpuppt sich als ein Suchender. Er erzählt von der Unruhe, die er hat. Vom Leben, das ihm was schuldig geblieben ist. War ja auch hart. Seien wir ehrlich. Mit den paar Groschen sollst auskommen, und dann hat die Frau ihre Ansprüche, und die erste stirbt ihm, die zweite ist eine bissige, aber die geht dann Gott sei Dank mit einem anderen, nur die Kinder, um die Kinder ists ihm leid. Die dritte dann hat gehalten, eine Seele von einer Frau. Und was ist? Vor einem Jahr stirbt sie ihm weg! Die auch noch! Jetzt ist er ganz allein. Wenn nicht seine Schwiegertochter, also die Frau von seinem Sohn aus erster Ehe, also wenn die nicht so dahinter gewesen wär, dass er sich operieren lasst – er selbst wollte ja nicht, das muss er zugeben, er hat sich schon gewehrt, man weiß schließlich, dass den Ärzten nicht zu trauen ist und dass man kränker wieder heimkommt als man hineingegangen ist, weil so ein Spital eine regelrechte Brutstätte für Keime ist ... ja also, die Schwiegertochter hat gesagt, er muss ins Spital, und wahrscheinlich hat sie ihm damit das Leben gerettet. Aber er fragt sich aber schon die ganze Zeit: Wozu? Wozu soll er noch leben? Für wen denn, für was denn? Wenn er wieder zusammengeflickt ist, hockt er in seiner Bude vorm Fernseher, genau wie hier im Spital. Hier hat er wenigstens eine Ansprache, ab und zu.

Mit dem Brocken da natürlich weniger ... er deutet auf den inzwischen fest schlafenden Luis, den Mund hat er offen, der Atem geht röchelnd. »Jaja, lassen wir ihn schlafen ... aber reden wir von der Seele. Vom Leben nach dem Tod. Vom Sinn des Lebens!« Ja, also seit der Hans die Philosophie entdeckt hat, und die Theologie, die interessiert ihn ja so, seither gehts ihm auch viel besser, in jeder Hinsicht, körperlich und geistig! Ein Beweis, wie der Geist über dem Körper steht! Also wenn er jetzt noch mal zwanzig wär, er tät sofort Theologie studieren. Und Philosophie. Über die innersten Dinge nachdenken. Was die menschliche Existenz ausmacht! Das interessiert ihn alles brennend! Der Nachbar nickt zustimmend. Ja, das tät ihn schon auch interessieren. Einmal trifft man einen gescheiten Menschen, wie den Hans – inzwischen sind sie schon per Du, sind ja auch fast gleich alt, grad eineinhalb Jahr auseinander, und fast wären sie sogar in die gleiche Schul' gegangen! Ja, die Welt ist klein! – und dann ist das nur ein kurzer Moment und man ist wieder allein, den eigenen Gedanken ausgeliefert. Und der Einsamkeit ... Sinnend und traurig schaut der Franz vor sich hin.

»Du, weißt was ...«, jetzt kommt dem Hans aber eine Idee, »du bist allein, ich bin allein, so weit auseinander wohnen wir nicht. Hast ein Auto?« Na klar hat der Franz ein Auto. Seit immer schon. Und er wird fahren, bis er tot umfällt. Das lasst er nicht zu, dass ihm die seine Mobilität nehmen. Die neuen Vorschriften oder die Polizei. Oder seine Kinder. Nein, das lasst er nicht zu. Ja sicher kann er fahren. Ob er den Hans nicht besuchen will? Ja und ob er das will! Gern! Dann können sie miteinander was unternehmen. Karten spielen? O ja, herzlich gern! Der Franz

fährt auch gern auf die Alm. Früher ist er ja ein Jäger gewesen. – Das ist aber interessant! Der Hans hat sich schon immer so für die Jagd interessiert, aber zuerst hat ihn die Frau nicht gelassen, dann die Tochter – viel zu weichherzig alle, die Rehlein haben ihnen so leid getan. Hat er einmal einen Fasan nach Haus gebracht, glaubst, die Frau hätt ihn ordentlich machen können?

Also die beiden neuen Freunde haben sich viel zu erzählen, und erst gegen Ende der Besuchszeit verabschiedet sich Hans herzlich von Franz, nachdem sie Adressen und Telefonnummern ausgetauscht und einander versichert haben, dass sie in Zukunft einiges miteinander unternehmen werden!

Luis ist leider nicht aufgewacht, der schläft so gut, den brauchen sie nicht zu wecken, meinen Hans und Franz einträchtig, und Franz versichert glaubhaft, dass er dem Luis noch die besten Grüße ausrichten wird.

»Griß di!« Und mit roten Wangerln verlässt Hans die Wirkungsstätte, auf der er eigentlich anderes erledigen wollte. Aber is' wurscht, den Luis hätt er sowieso nicht bekehrt. Doch wer weiß, Gottes Mühlen mahlen langsam. Ein neues Schäflein hat er jedenfalls gefunden, einen Mitstreiter, einen Freund. Gott ist groß, wahrlich groß ist Gott! So waltet nun einmal seine Hand und gibt dem Hans unversehens einen Freund an die Seite. Wer hätte das gedacht!

Andrea Wolfmayr, geb. 1953 in Gleisdorf, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Graz, war Buchhändlerin und Nationalratsabgeordnete und arbeitete im Grazer Kulturamt. Lebt in Gleisdorf. Zahlreiche Veröffentlichungen (Romane, Prosa, Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien), diverse Literaturpreise und Stipendien.



Foto: Ulrike Rauch

## Andrea Wolfmayr in der edition keiper



### **Weiße Mischung**

Ein Roman aus der Provinz

416 Seiten, broschiert  
€19,80 (A) / 19,26 (D)  
ISBN 978-3-9503343-7-1  
Mit 46 Seiten Rezeptteil.

Die Hütters und die Holzers, die Thalers und die Gutmanns, die Kulturschickeria und die Bildungsbürger, die Künstler und die Gemeinde-Wichtigen – sie alle treiben's bunt in einer südoststeirischen Provinzstadt. Zentrum dieses Treibens ist eine Buschenschank, »Weiße Mischung« zählt zum Allheilmittel, und die zahlreichen Kochrezepte bestätigen, dass vielerorts Essen und Trinken immer noch Leib und Seel' zusammenhält ...



### **Jane & ich**

oder  
Die Therapeutinnen

384 Seiten, broschiert  
€19,80 (A) / 19,26 (D)  
ISBN 978-3-902901-47-7



### **Im Zug**

Aufzeichnungen einer Pendlerin

432 Seiten, broschiert  
€ 22,50 (A) / 21,89 (D)  
ISBN 978-3-9502761-9-0  
Mit Fotos von Philipp Podesser.